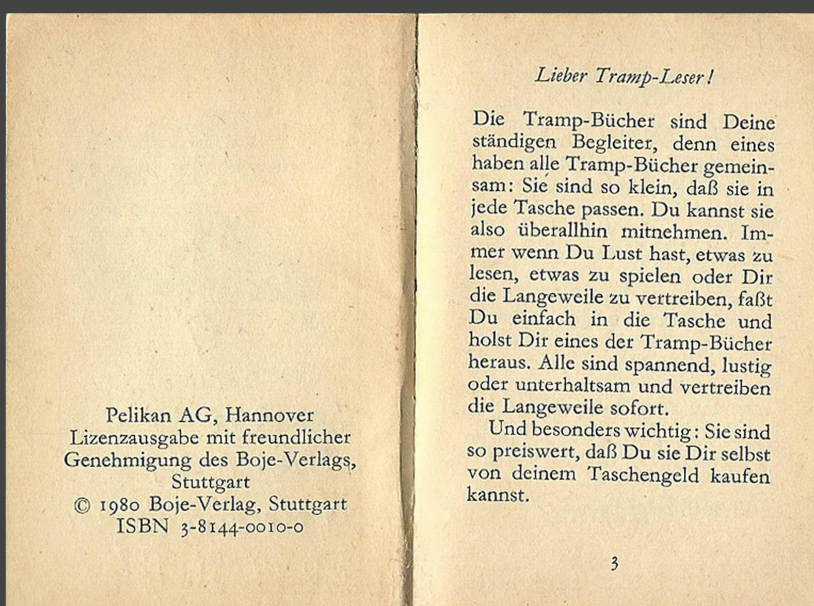




So./ 30.11.1980 - Pelikan Mini-Buch - Traum von morgen

Jedes Jahr im Advent bekam ich während meiner Kindergarten- und Schulzeit von meiner Mom einen selbstgebastelten Kalender. Jeden Morgen öffnete sich ein kleines Geschenk – ein besonderes Radiergummi, ein Stift oder Anspitzer, ein Geduldspiel, eine kleine Spielfigur oder eines dieser winzigen Mini-Büchlein.

Die folgenden Motive zeigen das Büchlein vollständig.

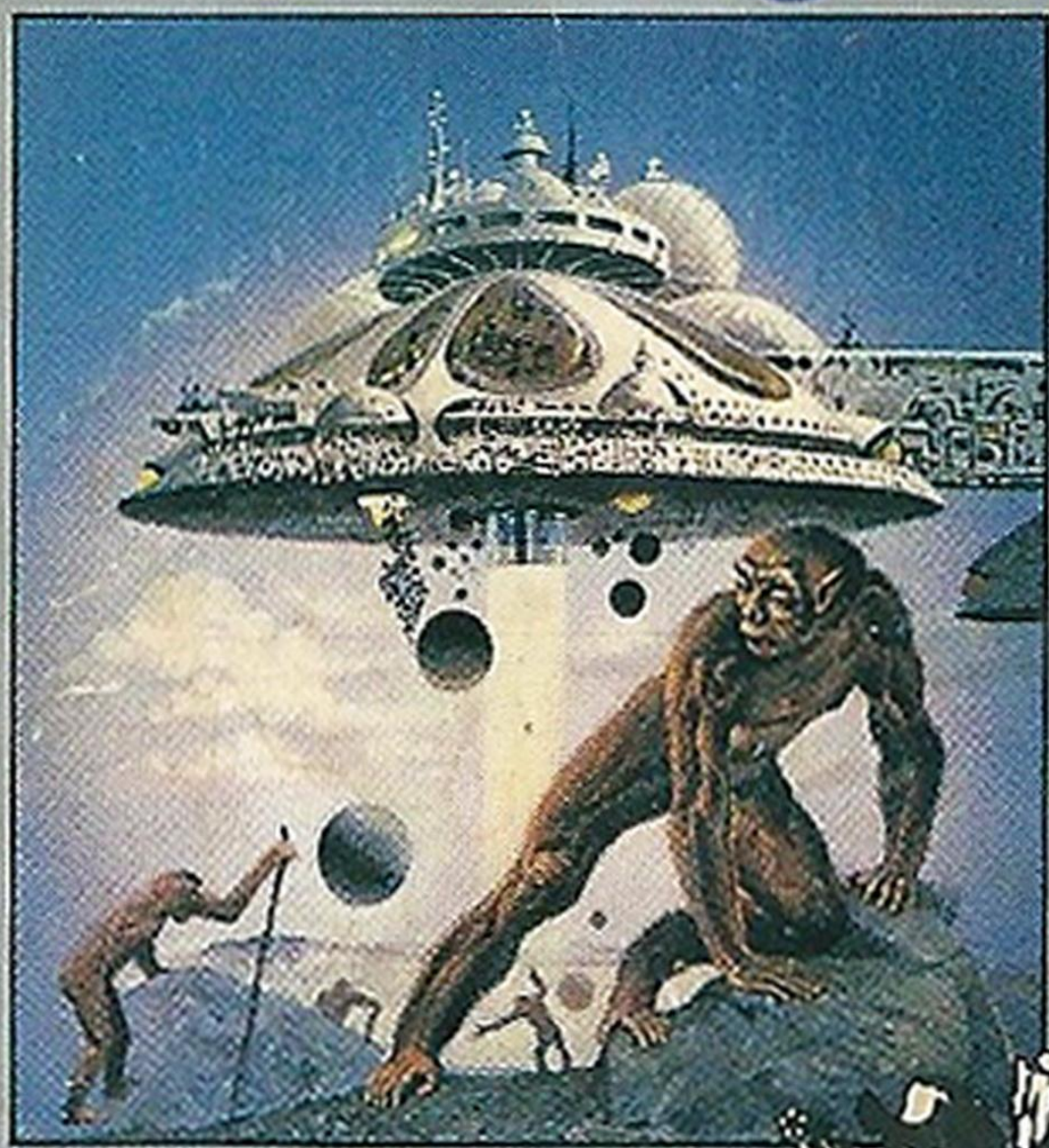


Traum von morgen

Pelikan



Traum von morgen



Das Mini-Buch,
das Dich überall
begleitet



Ein Tramp-Buch von **Pelikan**



Traum von morgen

Pelikan



Traum von morgen

Roger Elwood hat spannende Science Fiction Geschichten herausgegeben. Zwei davon stehen in diesem Buch. Die eine erzählt, wie die Minderheit der Jungen im Jahre 2014 gegen die Älteren kämpft – mit raffinierten Computern und mit Leidenschaft – und wie sie dann selbst zur älteren Generation wird. Die andere macht dich mit Gork bekannt, einem fremden intelligenten Wesen aus einer anderen Welt.

Warum heißen die Tramps »Tramp«?

Das Wort »Tramp« kommt aus dem Englischen und bedeutet soviel wie »Wanderer«. Man nennt aber auch Leute so, die mit wenig Geld durch die Welt reisen und Abenteuer erleben. Sie »trampen«.

Diese kleinen Bücher sind von nun an Deine ständigen Begleiter. Weil sie überall hineinpassen. Auch in die kleinste Tasche. Sie »trampen« mit Dir und sorgen immer und überall für Abenteuer, Spaß und Spannung.

Also, deshalb heißen die kleinen Bücher »Tramp«.

Viel Spaß beim Lesen!

Traum von morgen

2 Science Fiction Geschichten
von Roger Elwood

Tramp-Buch Nr. 71

Inhalt

Der Generationenkonflikt	9
Der Fremdling	76

Mack Reynolds

DER GENERATIONEN- KONFLIKT

»Vor allem halte ich es für vernünftig, wenn wir uns Decknamen zulegen. Ich nenne mich am besten Ron.«

»Warum? Wozu soll das gut sein?« fragte eine Mädchenstimme.

Der selbsternannte Ron erwiderte: »Weil wir es mit Feinden zu tun bekommen. Keine Führungsgruppe in der Geschichte hat es jemals ohne Kampf zu etwas gebracht. Wir sollten schon gleich von Anfang an unsere Gegner verwirren.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte dasselbe Mädchen. »Ich werde also Alice sein.«

Ron blickte sie amüsiert an. »Du suchst wohl ein neues Wunderland, wie?«

»Genau.«

»Ich bin Paul – der Verkünder des neuen Evangeliums«, erklärte das dritte Mitglied der Gruppe in ebenso unbeschwertem Ton.

»In Ordnung. Alice, wie hoch ist dein Befähigungsquotient?« sagte Ron.

»Beim letzten Test stand er auf 238.«

»Und deiner, Paul?«

Paul runzelte die Stirn. »231. Wieso?«

»Meiner beträgt 306.«

»306!« rief Paul aus. »Ich hätte

nicht gedacht, daß du so viel schaffst.«

Ron griff nach dem Computer auf dem kleinen Tisch und schaltete ihn ein. »Datenbank. Ich hätte gern die Personalakte dieser Identitätsnummer.« Er steckte seine ID-Karte in den Schlitz des Computers. »Den BQ bitte!«

»Befähigungsquotient 306«, sagte der Computer mechanisch.

Ron schaltete ab und wandte sich wieder den anderen zu. Paul machte ein gekränktes Gesicht. Er meinte: »Warum das alles? Ich hätte es dir auch so geglaubt.«

»Ich wollte dir nur klarmachen, daß ich als Führer dieser Gruppe am besten geeignet bin.«

»Nun mach aber einen Punkt! Wie wäre es, wenn wir darüber

abstimmten?«

Alice dachte nach. »Ron hat recht«, sagte sie. »Unsere Bewegung hat sich doch gerade die Abschaffung eines überholten Wahlsystems zum Ziel gesetzt. Wenn wir diese Grundprinzipien nicht auf uns selber anwenden, machen wir uns doch lächerlich. Ron hat den höchsten BQ. Solange wir also keinen mit einem höheren BQ aufnehmen, bleibt er der Spitzenmann.«

Paul sagte, nur noch leise murrend: »Schon gut. Ich hätte sowieso für dich gestimmt, wenn es eine Abstimmung gegeben hätte.«

Ron meldete sich wieder zu Wort: »Zuallererst muß etwas geklärt werden. Wir sind hier in deiner Wohnung, Paul. Bist du si-

cher, daß keine Abhörmikrophone eingebaut sind? Hast du das Zimmer gründlich gefilzt? Die Sicherheitspolizei hat neuerdings Wanzen, die man auch mit den raffiniertesten Suchgeräten nicht aufspüren kann.«

Paul grinste ihn an. »Das weiß ich doch selber am besten. Ich habe sie ja entwickelt.«

»Nun, besteht dennoch eine Möglichkeit, daß diese Diskussion abgehört wird?«

Paul grinste noch immer. »Die Möglichkeit besteht durchaus. Leute in meiner Position lassen sie nicht aus den Augen.« Ron und Alice starrten ihn an.

Paul kicherte. »Vergeßt nicht, daß ich in der Computerkontrolle arbeite. Ich habe dafür gesorgt,

daß die Wanze in diesem Zimmer das aufgezeichnete Material in eine bestimmte Datenbank einspeist, wo ich es löschen kann, wenn ich heute abend zur Arbeit gehe.«

»Gut«, entgegnete Ron. »Nun, ich schlage vor, daß wir das Zellsystem übernehmen, das schon im 19. Jahrhundert benutzt wurde. Jeder von uns geht hinaus und wirbt fünf weitere Mitglieder. Diese fünf kennen jeweils nur ihre Zellengenossen und den Anführer ihrer Zelle. Wenn ein Verräter darunter ist oder wenn einer von der Sicherheit erwischt wird, kann er immer nur fünf Personen verpfeifen. Sobald wir fünfzehn Leute beisammen haben, spalten wir die Gruppen auf und lassen die ein-

zelnen neuen Mitglieder eigene Zellen bilden, und wenn das geschehen ist, teilen sich die Gruppen abermals. Sollte sich unsere Bewegung als so populär erweisen, wie ich es annehme, müßte sie demnach in einer geometrischen Reihe anwachsen. Aus praktischen Gründen wäre es gut, wenn unsere gesamte Generation in absehbarer Zeit zu uns stieße.«

Alice runzelte die Stirn. »Wozu die ganze Geheimnistuerei? Was wir vorhaben, ist doch nicht illegal.«

Ron nickte. »Nein, in diesem Stadium nicht. Doch vergiß nicht, daß die anderen den Gesetzesapparat in der Hand haben, und wenn sie Wind bekommen, was früher oder später passieren wird,

dann haben sie die Möglichkeit, ein paar neue Gesetze zu erlassen oder ein paar alte zu ändern oder aufzuheben.«

»Das klingt vernünftig«, nickte Paul. »Doch wann ist es nach deiner Meinung so weit, daß wir die Gründung der neuen politischen Partei verkünden können? Solang wir nur zu dritt sind, wäre es ja albern, uns als Partei zu bezeichnen.«

Ron schüttelte den Kopf. »Es wird keine neue politische Partei geben.«

Seine beiden Gefährten waren bestürzt über diesen Satz.

Dann platzte Paul heraus: »Warum zum Teufel sind wir denn überhaupt hier?«

Ron antwortete seelenruhig:

»Was würde uns eine politische Partei nützen? Die ältere Generation könnte uns mit zwanzig zu eins überstimmen.«

»Ich dachte eigentlich daran, daß wir eine Mehrheit der Alten auf unsere Seite ziehen sollten. Dann bekämen wir eine effizientere und fortschrittlichere Regierung«, sagte Alice mit bekümmelter Stimme.

»Sie wollen gar nicht mehr Effizienz. Schon das, was wir heute haben, macht sie nervös. Warum glaubst du wohl, daß sie immer kleinere Etats für die Forschung beschließen? Sie wollen keinen weiteren Fortschritt, weil neue Entdeckungen ihr Boot zum Kentern bringen könnten. Sie wollen da stehenbleiben, wo wir heute

sind; die junge Generation soll die ganze Arbeit tun, während sie regieren, die Entscheidungen treffen und das große Geld einstreichen. Hast du dir einmal überlegt, daß die Generation, die zwischen 1950 und 1975 geboren wurde, gegenwärtig ungefähr fünfzig Prozent der Bevölkerung ausmacht? All diese Leute sind, kurz gesagt, schon im Pensionsalter, was die Produktion und den Militärdienst betrifft, aber das Wahlrecht haben sie behalten. Unsere Generation, die zwischen 1975 und 2000 geboren wurde, stellt nur fünf Prozent der Bevölkerung, und diejenigen von uns, die noch nicht achtzehn sind, können nicht wählen. Wie also sollten wir jemals die Möglichkeit haben, sie

mit Hilfe einer politischen Partei zu entmachten? Wir vermehren uns nicht mehr wie anno dazumal, so wie es in ihrer Zeit üblich war.«

Angeekelt warf Paul ein: »Wie sähe demnach die Alternative aus?«

»In früheren Zeiten«, fuhr Ron fort, »wurden Regierungen in der Regel von einer aufgebrachten und zumeist ausgehungerten Mehrheit gestürzt – von einer unteren Klasse. Nun gibt es keine Klassen mehr, und ganz gewiß braucht keiner mehr zu hungern. Und wenn auch ein paar von uns aufgebracht sind, so wie wir drei hier, die überwältigende Mehrheit ist ganz zufrieden mit dem gegenwärtigen Zustand. Die Mehrheit unterdrückt eine Minderheit, die

nur etwa fünf Prozent ausmacht.«

Paul sagte, noch immer leicht angewidert: »Du hast meine Frage nicht beantwortet. Welche Alternative haben wir für eine politische Partei?«

»Das eben müssen wir herausfinden.«

»Keine Gewaltanwendung«, sagte Alice. »Darüber ist die Welt hinaus.«

Als er eintrat, waren etwa fünfzehn Studenten der höheren Semester versammelt, die sich zwanglos im Raum verteilten. Sie waren durchweg zwischen fünfzehn und neunzehn Jahre alt. Seit der Revolutionierung des Erziehungswesens waren die Studenten früher examensreif. Sie verstumm-

ten nach und nach und blickten ihn prüfend an.

»Ihr könnt mich Paul nennen«, sagte er. »Das ist zwar nicht mein richtiger Name, aber er genügt für unsere Zwecke.«

Er war noch keine zwanzig Jahre alt und ein gutausschender dunkelhäutiger Bursche; mehr oder weniger alle sahen gut aus in diesem Zeitalter der kosmetischen Chirurgie. Er war mittelgroß und schwer und wäre in einer Menschenmenge niemals aufgefallen.

Ein Student erhob sich und meinte: »Einen Augenblick ... Paul. Woher sollen wir wissen, daß es in diesem Raum keine Wanzen gibt?«

»Er ist sauber. Für alle Fälle habe ich soeben ein Störgerät ein-

geschaltet, das ich in der Tasche habe. In unseren Reihen befinden sich ein paar Computer- und Abhörtechniker, die sich in den allerneuesten Sicherheitsvorkehrungen auskennen. Wir sind der Bürokratie immer einen Schritt voraus.«

Er trat an das eine Ende des Raumes und sagte: »Im übrigen möchte ich euch gleich zu Anfang darauf hinweisen, daß sowohl aus Tradition als auch durch Gesetze die Verwendung von Wanzen auf dem Gelände der Universitäten verboten ist. Wenn eine Gesellschaft damit beginnt, sich in die überlieferten akademischen Freiheiten einzumischen, dann ist in dieser Gesellschaft etwas faul. So weit sollte es nicht kommen.«

Ein beifälliges Murmeln lief durch die kleine Gruppe.

»Ihr alle«, fuhr Paul fort, »steht kurz vor dem Examen. Ihr alle habt Befähigungsquotienten, die über 220 liegen. Höchstwahrscheinlich werdet ihr alle von den Computern für Positionen ausgewählt, die euren jeweiligen Spezialgebieten entsprechen. Unsere Generationsgruppe macht rund fünf Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Schon in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat Mr. Richard Bellman von der Rand Corporation vorausgesagt, daß im Jahre 2000 zwei Prozent der Produktionskräfte eines Landes in der Lage sein würden, alles zu produzieren, was dieses Land braucht. Heute verkörpert unsere

Generation die Arbeitskraft der Nation. Wenn ich Arbeitskraft sage, so meine ich selbstverständlich alle jene Menschen, die nützliche Arbeit leisten, von den Wissenschaftlern bis hinab zu den wenigen Handarbeitern, die in dieser von Computern und Automaten beherrschten Wirtschaft noch notwendig sind.«

Einer der Zuhörer warf ein: »Das ist ziemlich banal, oder?«

»Ja, und zwar bewußt banal. Doch bitte hört mich weiter an.«

Paul setzte seine Ansprache fort: »Mit der Einführung des Befähigungsquotienten und der Datenbanken hat in unserer Gesellschaft eine regelrechte Revolution stattgefunden. Der BQ umfaßt nicht nur den alten Intelligenz-

quotienten und die mathematischen und technischen Eignungstests aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern nahezu alles, was sich durch Tests erfassen läßt, von der Fingerfertigkeit bis zur Gedächtnisleistung. Und dies wird natürlich auf das jeweilige Fachgebiet übertragen, für das ihr besonders geeignet seid.

Nach eurem Examen und mit dem Beginn der Arbeitsfähigkeit werden euch die Computer bis in alle Einzelheiten durchleuchten. Sie werden euren BQ zu den verschiedenen Positionen, die derzeit offenstehen, in Beziehung setzen. Und die Leute mit dem besten BQ werden ins Getriebe eingepaßt. Wer keine Stellung findet, muß sich mit dem garantierten Jahres-

einkommen abfinden, das für unsere Generation nicht besonders hoch ist.«

Paul machte eine Pause. Dann sagte er: »Dieses Verfahren hat vielerlei Vorzüge. Der beste Mann erhält die offene Stelle. Man könnte sagen, es enthalte ein demokratisches Element.« Er kicherte. »Obgleich die Wahl von kaltblütigen oder vielmehr blutleeren Maschinen getroffen wird, nicht von uns selber. Doch ob dies nun eine demokratische Methode der Wirtschaftsplanung ist oder nicht – unsere Zivilregierung ist eine Art Diktatur, und überdies eine Diktatur von Unfähigen.«

Irgendwer protestierte: »Der Präsident und alle übrigen sind gewählt worden. Und es hat auch

keine faulen Tricks gegeben. Die Wahlen wurden von Computern überwacht. Ein korrupter Politiker hätte keine einzige Stimme ergaunern können, wenn er es darauf abgesehen hätte.«

»Er hätte es gar nicht darauf abgesehen«, versetzte Paul sarkastisch. »Weil er es nicht nötig hatte. Unsere Generation, die in diesem Staat alle Arbeitsleistung erbringt, macht nur fünf Prozent der Bevölkerung aus. Die Bevölkerungsexplosion, vor der man noch vor wenigen Jahrzehnten soviel Angst hatte, hat einfach nicht stattgefunden. Im Gegenteil: Die Geburtenrate begann in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts zurückzugehen. Die Generation der Politiker und der noch Älteren stellen un-

gefähr dreiundneunzig Prozent der Gesamtbevölkerung, und sie bilden bei den Wahlen einen Block.

Die Generation zwischen 1950 und 1975 hat in unserem Volk die Mehrheit. Ihr Befähigungsquotient liegt unter hundert. Der durchschnittliche BQ unserer Generation ist dank den neuen Erziehungsmethoden und der intensiven Schulung weit über zweihundert angestiegen. Aber die anderen treffen die Entscheidungen.«

Paul fuhr fort: »Jedes Jahr erhöhen sie das garantierte Jahreseinkommen der älteren Generation. Gleichzeitig kürzen sie die Etats für Grundlagenforschung, für die Raumfahrt, für fast alle Entwicklungsprojekte, außer für

jene, die mittelbar der älteren Generation zugute kommen. Sie steigern den Etat der Sicherheitsabteilung und ziehen die Zügel der Regierung immer straffer an. Alles zielt auf die Bewahrung des Status quo ab, doch noch in keiner Epoche der Geschichte hat eine gesunde Gesellschaft den Status quo zum Fetisch erhoben. Dieser Weg führt ins Verderben.«

Er wechselte das Thema.

»An dieser Universität bestehen bereits drei Zellen unserer Organisation. Sie werden mit jedem einzelnen von euch Kontakt aufnehmen, um die Probleme weiter zu besprechen und neue Mitglieder zu werben. Die Welt ruft nach Veränderung. Ich hoffe, euch bald in unseren Reihen zu sehen.«

Homer van Meter hatte nur wenige gute Freunde. Mehr konnte er sich wegen seiner Position nicht leisten. Sein Bekanntenkreis war zwar riesig, wirklich nahe standen ihm nur wenige. Einer von diesen wenigen war Charles Stocker, den er schon seit seiner Schulzeit kannte, seit vielen Jahren also, und mit dem er jetzt in seinem Büro bei einer Flasche Bier zusammensaß.

Der Präsident sagte gerade: »Es war damals schon schlimm genug, als wir noch Kinder waren. Die ältere Generation konnte einfach nichts mit uns anfangen. Sie glaubte, die Welt müsse im nächsten Augenblick zum Teufel gehen.«

Der Direktor der Sicherheits-

abteilung nickte. »So war es schon immer. Jede Generation hält die nachrückende für eine verlorene Generation. Zumindest seit dem Ersten Weltkrieg scheint es bloß noch verlorene Generationen gegeben zu haben.«

Homer van Meter nahm den Faden auf: »Im 19. Jahrhundert und davor war das wahrscheinlich anders. Das Leben veränderte sich nicht so schnell. Ein junger Bursche von, sagen wir, siebzehn Jahren, der auf einer Farm lebte, hatte die gleichen Probleme, die gleichen Ziele und die gleiche Arbeit wie sein Großvater. Sie konnten miteinander reden, sich verständigen. Erst der beschleunigte Fortschritt, den wir erlebt haben, hat den großen Wandel bewirkt.

Alle acht Jahre verdoppelt sich unser Wissen. Weißt du, was das bedeutet? Nehmen wir einmal an, diese Wissensverdopplung habe im Jahre 1940 begonnen, wie es Dr. Robert Oppenheimer behauptet hat. Die Gesamtmenge des menschlichen Wissens war demnach damals gleich eins. Wie groß würde sie heute sein, im Jahre 2014? Zweihundertfünzigmal so groß! Das Beklemmende daran ist, daß wir beide nicht viel später als 1940 geboren wurden, Charlie. Kein Wunder, daß wir beim besten Willen nicht mehr Schritt halten können.«

Der Sicherheitschef trank sein Glas aus. »Und deshalb ist es doppelt notwendig, immer wieder zu bekräftigen, daß das Alter seine

Vorrechte behalten und die Jugend in ihre Schranken verwiesen werden muß. Entweder wir halten zusammen, wir Vertreter der älteren Generation, oder wir wachen eines Tages auf und entdecken, daß die Welt kopfsteht.«

In seiner Stimme hatte ein seltsamer Unterton mitgeschwungen, und Präsident van Meter blickte ihn scharf an. »Irgend etwas Neues?«

»Ja, aber bis jetzt habe ich noch keine genaueren Informationen.«

»Dann erzähl mir wenigstens, was du weißt.«

Sein Sicherheitschef rutschte auf seinem Stuhl unbehaglich hin und her. »Irgendeine Organisation ist von der Generation der zwischen 1975 und 2000 Gebore-

nen gegründet worden.

Sein Vorgesetzter sah ihn groß an. »Was für eine Organisation?«

»Eine geheime. Sie kann nicht sehr groß sein – bis jetzt jedenfalls. Ich habe darüber noch nicht sehr viel herausbekommen können.«

»Mag sein. Aber ich bin überzeugt, daß du die Sache aufklären kannst. Hast du denn schon einen von diesen Leuten erwischt?«

»Fünf. Sie haben sich in Zellen aufgespalten, die jeweils aus sechs Mitgliedern bestehen. Nur der Zellenleiter ist mit den Leitern von fünf anderen Zellen bekannt, und diese Gruppe hat wiederum einen Anführer.

»Wie lautet die Anklage?«

»Verschwörung.«

»Kommen wir damit durch?«

»Nein. Nicht mit den bestehenden Gesetzen.«

»Mmmm. Vielleicht müssen wir einige Gesetze ändern.«

»Ja. Und zwar rasch. Ich brauche mehr Anhaltspunkte, um diese Bande auffliegen zu lassen.«

»Nun, was hast du aus ihnen herausgebracht, Charlie? Was wollen sie eigentlich?«

»Sie sind der Meinung, daß die Generation, die arbeitet und forscht und so weiter, in der Regierung und bei der Planung der nationalen Ziele ein entscheidendes Wort mitzureden haben sollte.«

»Was? Das ist doch gegen die Verfassung!«

»Ja. Wenn ich es richtig sehe,

wollen sie die Verfassung ändern.«

»Dann sind sie verrückt! Das Volk wird so etwas nicht mitmachen! Die überwältigende Mehrheit ist für die gegenwärtige Verfassung.«

»Sie scheren sich offensichtlich einen Dreck um die überwältigende Mehrheit. Wenn es zu einer Abstimmung käme, würden sich meines Erachtens neunzig Prozent der erwachsenen Bevölkerung dieses Landes für den Status quo aussprechen, doch das kümmert die Organisation nicht im geringsten.«

»Wie wollen sie dann diese verfassungswidrigen Änderungen zustande bringen? Vernichte sie, denn zahlenmäßig können es doch nicht mehr als eine Handvoll

sein!«

Der Sicherheitschef machte ein verdutztes Gesicht. »Ich weiß nicht recht.«

»Wir werden eben ein paar Widerhaken in die Antisubversionsgesetze einbauen«, versetzte der Präsident hochfahrend.

»Das Ärgerliche ist nur, Homer, daß sie das Land in der Hand haben. Sie produzieren alles, was produziert wird. Sie verteilen alle Güter. Sie kontrollieren sogar unser gesamtes Nachrichten- und Verkehrswesen. Und niemand kann sie ersetzen. Wir Älteren können mit dem technischen Apparat nicht umgehen. Wenn wir alle oder auch nur die Mehrzahl einsperren, bricht unsere Wirtschaft zusammen.«

Präsident Homer van Meter starrte ihn entgeistert an.

Und der Direktor der Sicherheitsabteilung, Stocker, saß stumm da und starrte sein Gegenüber ebenfalls an.

Schließlich streckte van Meter eine Hand aus und schaltete einen seiner Tischcomputer ein. »Helen, schick Owyler her!«

»Wer ist Owyler?« fragte Stocker.

»Du kennst ihn noch nicht. Ein neues Mitglied meines Stabes. Ein Junge von etwa neunzehn Jahren.«

»Kannst du ihm denn in einer solchen Sache trauen?«

Homer van Meter blitzte ihn an. »Ich traue ihm. Es ist dasselbe wie mit den Technikern in deiner

Abteilung. Um in der Welt von heute zurechtzukommen, brauchen wir diese Supereierköpfe. Wie hoch ist dein BQ, Charlie?«

»Ungefähr fünfzig.«

»Nun, der seine ist astronomisch hoch. Und ich brauche ihn. Wir müssen der Wirklichkeit ins Auge sehen. Mein BQ ist übrigens ungefähr so hoch wie deiner.«

Peter Owyler hatte ein gut geschnittenes, aber nicht ganz ebenmäßiges Gesicht, was darauf schließen ließ, daß er sich keiner kosmetischen Operation unterzogen hatte, um es zu »verbessern«. Vor allem hatte er einen sehr breiten Mund. Er war etwas kleiner als der Durchschnitt, und sein Gang wirkte leicht nervös.

Er ging auf den Schreibtisch

des Präsidenten zu, nahm lässig Haltung an und fragte: »Sie wünschen, Herr Präsident?«

Homer van Meter stellte ihn kurz vor, doch der Sicherheitschef gab sich nicht einmal die Mühe, aufzustehen und dem Jüngeren die Hand zu schütteln.

Der Präsident fuhr fort: »Peter, hast du schon etwas von einer neuen Organisation in deiner Generationsgruppe gehört, die ... nun, die die Verfassung unseres Landes grundlegend verändern möchte?«

Der Assistent zog leicht die Stirn kraus. »Ja, Sir, ein wenig.«

»Was weißt du darüber?«

»Mein Arbeitspensum ist eigentlich ziemlich umfangreich. Ich habe deshalb nur wenig Zeit,

mich um ...«

»Ich weiß, ich weiß. Womit du auch gerade beschäftigt bist, mein Sohn, du bist ab sofort von dieser Arbeit entbunden. Ich möchte, daß du dich in diese Gruppe einschmuggelst. Wenn du tatsächlich so gescheit bist, wie die Computer behaupten, dürfte es dir nicht schwerfallen, dich dort zur Spitze vorzuarbeiten.«

»Gewiß, Herr Präsident. Und was soll ich tun, wenn ich an der Spitze angelangt bin?«

»Du stellst fest, wer die Rädelführer sind. Es hat keinen Zweck, dieser Schlange den Schwanz scheibchenweise abzuschneiden. Wir müssen ihr den Kopf abschlagen, bevor sie größer wird.«

Als der junge Mann gegangen

war, blickte Charles Stocker auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. »Können wir ihm trauen?« sagte er dann. »Er gehört zu ihrer Generation, nicht zur unseren. Owyler, Owyler? Ich habe den Namen schon einmal gehört.«

»Er hat ihn angenommen, um jeden Verdacht der Vetternwirtschaft zu entkräften«, sagte der Präsident. »Es war der Name seiner Mutter. Ich habe sie geheiratet und mich wieder von ihr scheiden lassen, während du dienstlich im Orient warst. Er ist mein Sohn, Charlie.«

Als Marcy Zimmermann an diesem Morgen das Zimmer betrat, starrte Dr. Andrew Lang verdrieß-

lich auf den Bildschirm, der auf seinem Schreibtisch stand. Seine Gehilfin hatte eine sehr gute, auffallend schlanke Figur, einen ziemlich kräftigen Mund, grauschimmernde Augen und eine schöne goldfarbene Haut, die gut zu ihrem dunkelroten Haar paßte.

»Sie kommen reichlich spät«, sagte er grämlich.

»Ja, Dr. Lang. Es tut mir leid. Ein Verkehrsstau.«

»Schon die Nachrichten gehört?«

»Nein, heute noch nicht.«

»Die Regierung hat den Forschungsetat um die Hälfte gekürzt. Das ist der niedrigste seit Jahrzehnten. Ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals so niedrig war.«

»Du meine Güte, warum denn? Wir stehen an Dutzend Stellen kurz vor einem Durchbruch.«

»Die Mittel wurden gebraucht, um das garantierte Jahreseinkommen der älteren Generation zu erhöhen.«

»Die ältere Generation? Aber unsere nicht ...?«

»Anscheinend sind wir so jung, daß wir auf die zahllosen Vergünstigungen der Alten verzichten können. Wir kommen schon nach und nach in den Genuß dieser Annehmlichkeiten.« Hart sagte er: »Übrigens, Sie haben doch nicht irgendwas zu gestehen, oder?«

»Gestehen? Wieso? Nein. Was meinen Sie damit?«

»Bevor Sie kamen, sind zwei Sicherheitsagenten hier aufge-

kreuzt und haben nach Ihnen gesucht. Offenbar braucht man keinen hohen BQ, um Polizist zu werden, und das ist wahrscheinlich der Grund, warum solche Posten mit Vertretern der älteren Generation besetzt werden können.«

»Was wollten sie denn?«

»Sie haben ein paar Fragen gestellt, mit denen ich nicht viel anfangen konnte. Sie wollten wissen, mit wem Sie verkehren. Ich habe ihnen gesagt, das wüßte ich nicht, was ja der Wahrheit entspricht. Aber ich weiß nicht, ob ich es ihnen erzählt hätte, wenn ich es wüßte. Sie haben dann ziemlich alberne Ausflüchte gemacht und die Möglichkeit angedeutet, Sie könnten versucht haben, mich für

irgendeine Geheimorganisation anzuwerben. Das Ganze war einfach lachhaft.«

Die Assistentin Zimmermann befeuchtete ihre Unterlippe. »Aber sie sind jetzt fort?«

»Nein, noch nicht. Ich habe sie in das andere Büro geschickt, damit sie sich dort bis zu Ihrem Eintreffen ein bißchen abkühlen.«

»Ach so. Nun, ich gehe mal hinüber und höre mir an, was sie von mir wollen. Doch zuerst ... muß ich noch schnell auf die Toilette, draußen im Flur.«

»Natürlich.«

Sie ergriff ihre Handtasche und eilte zur hinteren Tür.

»Miß Zimmermann?«

»Ja?« Sie drehte sich um und blickte ihn an. Ihr Atem ging

schnell.

»Ich halte die Kerle auf, solange ich kann. Am besten gehen Sie nicht durch die Empfangshalle. Da könnten andere herumstehen.«

»Danke ...« Sie verschwand.

Sie benutzte die Treppe, erreichte das Erdgeschoß und verließ das Gebäude über die Laderampe. Auf der Straße schritt sie kräftig aus, bis sie zu einer Selbstbedienungscafeteria kam, die sie öfters besuchte. Sie schlüpfte in eine öffentliche Fernschtefonzelle und sah sich nach allen Seiten um, bevor sie eine Nummer wählte.

Rons Gesicht erschien auf dem Bildschirm.

»Ron«, sagte sie. »Die Sicher-

heitspolizei hat mich aufgespürt. Ich bin auf der Flucht.«

Er antwortete: »Gut gemacht, Alice. Halte dich an Alarmplan A.«

»In Ordnung.«

»Noch was, Alice.«

»Ja?«

»Laß dich nicht erwischen. Wir sind jetzt so weit, daß der Vorstand nicht hochgehen darf.«

»Keine Angst! Ich habe von Dempsey Harrison etwas gelernt. Ich habe auch eine Pille, Ron.«

»Alice! Mach keinen Unsinn!«

Sie blickte ihn flehentlich an, bevor sie den Apparat ausschaltete. Dann murmelte sie vor sich hin: »Ron, ich habe den leisen Verdacht, daß ihr beide, du und Paul, genauso vorgesorgt habt.«

Als Charles Stocker das Arbeitszimmer des Präsidenten betrat, stand Homer van Meter am Fenster und schaute hinaus auf den Park des Regierungsgebäudes. Auf der einen Seite hatte Peter Owyler Platz genommen.

Der Präsident drehte sich um und sagte: »Tag, Charlie! Ich wollte dich dabei haben, wenn Peter seinen vorläufigen Bericht erstattet.«

Stocker nickte, blickte dann zu dem jungen Mann hinüber und begrüßte ihn: »Tag, Peter! Glück gehabt?« Er setzte sich in einen der schweren Ledersessel.

»Ein bißchen. Nicht sehr viel.«

Der Präsident kehrte auf den Drehstuhl an seinem Schreibtisch zurück. »Nun laß hören!«

»Die Organisation wird geführt von einem dreiköpfigen Vorstand«, begann er. »Ron ist der erste Vorsitzende – so würden Sie ihn wahrscheinlich nennen. Die beiden anderen heißen Alice und Paul. Sie benutzen Decknamen und haben ähnliche Praktiken übernommen, wie sie schon andere Revolutionäre der Vergangenheit entwickelt haben.« Peter Owyler sah den Sicherheitschef an. »Die sogenannte Alice hätten Sie ja beinahe geschnappt.«

»Tatsächlich? Wann, wo ...?«

»Es handelte sich anscheinend um eine Routineüberprüfung, die zwei Ihrer Leute durchgeführt haben. Sie bekam Wind und flüchtete. Sie arbeitete unter dem Namen Marcy Zimmermann als

Bürogehilfin bei einem gewissen Dr. Andrew Lang. Sie ist offensichtlich untergetaucht.«

Stocker holte ein Sendegerät aus der Tasche hervor und klappte den Deckel zurück. Er sprach hinein: »Dringend! Vollständige Personalunterlagen einer gewissen Marcy Zimmermann, die für einen gewissen Dr. Andrew Lang gearbeitet hat. Ich brauche alles, was die Datenbank gespeichert hat, Namen, ID-Nummern und Adressen sämtlicher Verwandten, Freunde und Bekannten. Ich brauche diese Frau. Ich wiederhole: Es ist dringend!«

Er ließ den Deckel zuschnappen und steckte das winzige Fernschmikrophon wieder in die Tasche. Dann wandte er sich Peter

Owyler zu: »Schön, und was sonst noch?«

»Dem Vorstand unmittelbar unterstellt ist ein Unterausschuß, der aus dreizehn Abteilungsleitern besteht. Ich vermute, daß sie einen Nachfolger für Dempsey Harrison bestimmt haben, der Selbstmord beging, als Ihre Leute ihn gefaßt hatten. Das Land ist in dreizehn Unterabteilungen gegliedert, und den Leitern der Unterabteilungen ist eine nicht genau festgelegte Zahl von Bezirksleitern zugeordnet, die wiederum eine ständig schwankende Zahl von Zellen unter sich haben. Jede Zelle besteht aus einem Anführer und nicht mehr als fünf einfachen Mitgliedern. Die Gesamtzahl geht bereits in die Millionen.«

Sein Vater fragte ihn: »Hast du es geschafft, in diesen Unterausschuß vorzudringen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Dazu hatte ich noch nicht genügend Zeit. Außerdem sind sie sehr wachsam, vor allem in diesen oberen Rängen der Organisation. Sie wissen, wie verwundbar sie sind. Wenn es gelänge, irgendein Mitglied des Vorstands zu schnappen, hätte man die ganze Organisation in der Hand. Unter dem Einfluß der Wahrheitsseren würde er alle verraten, von der Spitze bis zum letzten Mann.«

»Sehr schön. Sonst noch was?« murmelte der Präsident.

Peter Owyler zögerte. »Ich habe das Gefühl, daß etwas in der

Luft liegt. Vielleicht bereiten sie einen entscheidenden Schritt vor. Möglicherweise haben sie inzwischen erkannt, daß sich ihnen bereits alle Leute angeschlossen haben, die überhaupt in Frage kommen.«

Im Gesicht des Präsidenten arbeitete es. Er wandte sich an seinen alten Freund: »Charlie, ich möchte, daß du ins Regierungsgebäude übersiedelst. Ich brauche dich in meiner unmittelbaren Nähe.«

Zwei Tage später klopfte es abends an der Tür der kleinen Suite, die Charles Stocker zugewiesen worden war.

Er saß ohne Jacke und in Pantoffeln da und trank zur Entspan-

nung einen Whisky, bevor er sich über ein paar neue Berichte hermachen wollte. Er rief: »H herein!«

Die Tür ging auf, und zwei Männer und eine Frau traten ein und schlossen die Tür hinter sich. Im selben Augenblick bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß die beiden Männer Masken aus imitiertem Fleisch trugen. Er raffte sich auf und beugte sich über den Schreibtisch. Seine Hand schoß vor, um den Bildschirmsender einzuschalten.

Doch aus dem Nichts tauchten drei Pistolen auf, die auf ihn gerichtet waren.

Einer der Männer sagte: »Das sind Laserwaffen, die Sie sofort zerfetzen würden, Stocker.«

»Was wollen Sie?« fragte der Sicherheitschef. »Wie sind Sie hier hereingekommen, an all den Wachen des Regierungssitzes vorbei? Woher haben Sie gewußt, daß ich hier bin, in dieser Suite? Was ...?«

Einer der Eindringlinge, er schien der Sprecher zu sein, hob seine Hand hoch. »Gestatten Sie, daß wir uns vorstellen. Ich bin Ron, das ist Alice, und das ist Paul.«

»Sie sind verhaftet!«

Paul kicherte und spielte mit seiner Pistole.

Ron fuhr fort: »Wir sind gekommen, um ein Ultimatum zu überbringen, Stocker. Wir hätten es lieber dem Präsidenten persönlich überreicht, aber das wäre

wohl ein bißchen zu schwierig gewesen.«

»Ultimatum! Sind Sie wahn-sinnig?«

»Nein. Hier ist das Ultimatum. Noch heute abend, wenn wir Sie verlassen haben, füttern wir die Computer mit dem Auftrag, alle Regierungsämter, über die derzeit durch Wahlen entschieden wird, mit der jeweils geeignetsten Person zu besetzen, wobei die Eignung für die einzelnen Posten durch den Befähigungsquotienten bestimmt werden soll. Sobald die Auswahl abgeschlossen ist, werden die Computer die ausgewählten Personen informieren und sie ersuchen, ihre neuen Posten morgen mittag zu übernehmen.«

»Lächerlich! Sollten sich diese

Personen hervorwagen, werden sie auf der Stelle wegen Subversion verhaftet.«

»Nein. Das wird nicht geschehen. Morgen mittag sind wir drei im Arbeitszimmer des Präsidenten und warten ab, wer für das Amt des obersten Regierungschefs vorgesehen ist.«

»Wenn Sie in das Zimmer des Präsidenten einzudringen versuchen, werden Sie festgenommen und behandelt, wie Sie es verdienen.«

Paul zeigte sich immer noch sehr amüsiert.

Der Mann, der sich Ron nannte, schüttelte den Kopf. »Nein. Sehen Sie, wir haben den Hebel gefunden, den wir ansetzen müssen. Er war schon immer da, aber wir

haben ihn nicht gesehen. Kennen Sie zufällig das Buch »Das Prometheus-Projekt«, das ein gewisser Professor Feinberg bereits 1969 geschrieben hat? Darin forderte er die Menschheit auf, sich neue Ziele zu setzen, langfristige Ziele. Er hat solide Arbeit geleistet, doch schon er selber stieß auf die grundlegende Frage. Sie lautet: Kann eine Generation Ziele setzen, welche die nächste und die übernächste zu erstreben bereit sind, oder will sich jede Generation ihre eigenen Ziele setzen? Wir können langfristige Ziele setzen, die vielleicht Hunderte von Jahren entfernt sind – aber woher wissen wir, ob unsere Kinder und Enkel an ihnen auch nur im geringsten interessiert

sind? Das ist genau die Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, Stocker. Ihre Generation möchte durch altmodische Wahlgesetze eine besser ausgebildete neue Generation zwingen, Ihre alten Ziele zu erstreben, die schon vor Jahren aufgestellt worden sind. Dagegen lehnen wir uns auf, Mr. Stocker!«

Der Sicherheitschef hatte sich angesichts der Tatsache, daß ihm augenscheinlich keine unmittelbare Gefahr drohte, wieder gefaßt.

»Sehen Sie«, sagte er, »warum sollt ihr von der jungen Generation nicht genauso eure zwanzig Jahre abarbeiten wie wir von der älteren? Wir haben in unserer Zeit das Unsrige getan. Es ziemt der jüngeren Generation, die ältere zu

ehren, zu respektieren und zu versorgen.«

Ron schüttelte den Kopf. »Nein. Das ist eine Lehre, die bis ins Altertum zurückreicht: Ehre deinen Vater und deine Mutter! Doch nein. Ein Kind hat von sich aus keinerlei Verpflichtungen gegenüber seinen Eltern. Das Kind hat nicht darum gebeten, geboren zu werden. Es hat den Vertrag nicht unterzeichnet, der es zu binden versucht. Ehre deinen Vater und deine Mutter, falls sie es verdienen! Die jüngere Generation schuldet der älteren nur dann Respekt, Liebe und Verehrung, wenn diese sich so verhält, daß sie all das verdient. Soll vielleicht die Generation, die vor Ihnen war, die ihr vorausgegangene Generation

ehren, die ihr den Zweiten Weltkrieg beschert hat? Soll Ihre Generation diejenige ehren, die ihr das Kriegsdebakel hinterließ?»

»Ich habe nicht die Absicht, dieses Thema die ganze Nacht lang mit Ihnen zu diskutieren«, sagte Stocker kurz. »Sie haben gesagt, Sie besäßen einen Hebel, mit dem Sie uns aus den Angeln heben könnten. Was ist das für ein Hebel? Sie haben sich nicht sehr klar ausgedrückt.«

»Es hat ziemlich lange gedauert«, erwiderte Ron, »bis wir merkten, daß Sie etwas übersehen haben: Wir, mit unserer Überflußgesellschaft, mit unserem hohen Einkommen, mit unseren Rängen und Titeln, mit Wissenschaftlern, Ärzten, Akademikern,

Ingenieuren und Technikern – wir hielten uns für eine Elite, und vielleicht sind wir das auch. Aber darüber hinaus sind wir Arbeiter und Arbeiterinnen – wir sind die neuen Menschen in einer von Computern und Automaten weit- hin gesteuerten Gesellschaft. Und wir verfügen immer noch über die älteste Waffe des Arbeiters, die vielleicht durch Mangel an Bedarf lange ungenutzt blieb, die es aber auch heute noch gibt.«

»Was in aller Welt meinen Sie damit?«

»Den Generalstreik.«

Der Sicherheitschef starrte ihn an.

Der sogenannte Paul spann den Faden weiter, und der freudige Unterton seiner Stimme war un-

überhörbar. »Selbst Ihre Sicherheitsabteilung kann ohne unsere Techniker nicht funktionieren. Wenn Sie Ihrer Agentenschar Anweisungen geben möchten – wie wollen Sie sich mit ihnen verständigen? Wie wollen Sie Ihre Befehle weiterleiten? Unsere Leute haben das Nachrichtenwesen in der Hand. Wie wollen Ihre Agenten von einer Stadt zur andern kommen? Wir kontrollieren das Verkehrswesen. Wie wollen Sie verhindern, daß hier alle Lichter ausgehen? Wir sind für die Elektrizität zuständig. Sie sehen, Mr. Stocker, wir brauchen nur die Hände in den Schoß zu legen, und alles steht still in diesem Land.«

Charles Stocker ließ sich wieder auf seinen Stuhl sinken.

Ron sagte: »Überbringen Sie das Ultimatum. Wir sind um 12.00 Uhr im Büro des Präsidenten, um zu erfahren, wer der neue Präsident sein wird – und übrigens auch der neue Sicherheitschef, vorausgesetzt, daß wir Ihr Ressort in der bisherigen Form beibehalten. Alice!«

Das Mädchen trat vor. Sie hatte ihre Laserpistole wieder in die Tasche gesteckt. Jetzt holte sie eine Injektionsspritze hervor. »Es tut nicht weh«, sagte sie kühl.

»Was ist das?« schrie der Sicherheitschef.

»Damit werden wir Sie für etwa eine halbe Stunde außer Gefecht setzen. Bis dahin sind wir verschwunden«, sagte sie beruhigend.

Sie verpaßte ihm die Injektion, und unmittelbar darauf spürte er, wie er das Bewußtsein verlor und seine Muskeln steif wurden. Er sah noch, wie die drei ihre Pistolen auf den Schreibtisch warfen, bevor sie gingen. Später entdeckte er, daß es nur Spielzeugpistolen waren.

Am nächsten Tag, wenige Minuten vor 12.00 Uhr mittags, saßen Homer van Meter, Charles Stocker und Peter Owyler im Arbeitszimmer des Präsidenten. Die Atmosphäre war gespannt und beklemmend.

Der Präsident brummte: »Noch irgendwelche Ideen in letzter Minute, Charlie?«

Der Sicherheitschef schüttelte

den Kopf.

Ein Sekretär trat ein und meldete: »Mr. John Beckwith von der Computerüberwachung, Herr Präsident.«

»Was will er – vielleicht die Computer zerstören?«

»Er möchte Bericht erstatten über einige ausgewählte Datenbankaufzeichnungen.«

»Bitten Sie ihn herein.«

John Beckwith trug unter dem Arm eine schmale Aktenmappe.

»Wir hielten es für möglich, Herr Präsident«, begann er, »daß Sie noch einige Rückfragen haben und daß es Ihnen lieber ist, wenn sie nicht über das übliche Nachrichtensystem beantwortet werden.«

»Das haben Sie aber verdammt

schön gesagt«, brummte der Präsident. »Wen haben sie denn als obersten Regierungschef vorgesehen, für das Amt, das mir aufgrund einer legalen Wahl zusteht?«

Mr. Beckwith betätigte den automatischen Reißverschluß seiner Aktentasche und nahm ein Papier heraus. »Auf der Grundlage des Befähigungsquotienten haben die Computer einen gewissen Mr. Arnold Anderson ermittelt.«

»Anderson! Nie gehört. Zweifellos einer von diesen jungen Neunmalklugen. Charlie?«

Aber der Sicherheitschef stand ebenso vor einem Rätsel wie van Meter.

Das gleiche galt für Peter Owy-

ler. Er schüttelte den Kopf. »Habe noch nie von ihm gehört.«

»Beckwith – so war wohl doch der Name? Was meinen Sie?«

Doch auch er schüttelte den Kopf: »Der Name ist mir fremd.« Stocker sah auf seine Uhr und meinte zufrieden: »Unsere Freunde Ron, Paul und Alice waren doch nicht so schlau, wie sie dachten. Es ist zwölf Uhr.«

Da klopfte es leicht an die Tür. Sie öffnete sich, und Marcy Zimmermann schritt herein. Sie lächelte lebenswürdig und sagte: »Ich bin Alice.«

Charles Stocker sprang überrascht auf. »Wie sind Sie hier hereingekommen? Wie sind Sie überhaupt hierher gekommen?«

»Ich bin nie weg gewesen«,

antwortete sie. »Ich habe in den letzten Tagen bei Ron Unterschluß gefunden.« Sie blickte zu Peter Owyler hinüber. »Hallo, Ron!« Und dann zu John Beckwith. »Hallo, Paul!«

Die beiden alten Männer, der Präsident der Nation und sein höchster Sicherheitsbeamter, saßen stumm da.

Endlich raffte sich der Präsident auf und fuhr seinen Sohn an: »Verräter!«

Doch Peter Owyler schüttelte nur den Kopf. »Nein. Wir haben das alles gestern abend mit Stocker durchgesprochen. Wir schulden euch nichts, abgesehen von dem, was ihr verdient habt. Ihr habt gegenüber unserer Generation versagt. Es ist höchste Zeit,

daß wir die Zügel der Regierung übernehmen, so wie wir bereits die Zügel der Wirtschaft in der Hand halten.«

Sein Vater sagte bitter: »Und was geschieht jetzt mit uns? Vermutlich sollen wir nun die Unterprivilegierten sein?«

Ron schüttelte abermals den Kopf. »Wir sind keine Barbaren, Vater. Die Gesellschaft entwickelt sich weiter, der Mensch wird mehr und nicht weniger zivilisiert. Wir sind keine Wilden, die die Alten des Stammes im Stich lassen oder totschießen, wenn sie für die Gemeinschaft nutzlos geworden sind. Eure Generation und die vorausgehenden Generationen werden sich nicht zu beklagen haben. Wir sind der Ansicht, daß ihr

die Gesellschaft nicht lenken könnt. Ihr Schicksal muß der jungen Generation anvertraut werden. Das ist die einzig mögliche Lösung. Denn auch unsere Generation wird schon bald, an geschichtlichen Maßstäben gemessen, eine ältere Generation sein. Wenn wir keine Maßnahmen ergreifen würden, um euch zu beschützen, welche moralische Garantie hätten wir dann dafür, daß die nachfolgenden Generationen uns beschützen werden?«

Noch immer halb benommen, fragte Stocker: »Aber Sie haben doch für uns gearbeitet. Sie haben uns Informationen über Ihre Organisation gegeben.«

Ron sah ihn an. »Nichts, was Ihnen wirklich geholfen hätte.

Und ich hatte dadurch die Möglichkeit, auf höchster Ebene an Ihren Beratungen teilzunehmen.«

Ein Sekretär huschte herein und sagte: »Mr. Arnold Anderson.« Aus unerfindlichen Gründen machte der Sekretär ein entgeistertes Gesicht. Er drehte sich um und verschwand.

Ein Junge, der nicht älter als vierzehn sein konnte, trat ein und blickte sich im Raum um. Er betrachtete den großen Arbeitstisch des Präsidenten und nickte. »Sehr schön«, sagte er.

Paul alias John Beckwith fand als erster die Sprache wieder.

»Du bist ... du bist Arnold Anderson?«

»Stimmt genau.«

»Und«, sagte Ron, »die Com-

puter haben dich als den besten Mann für das höchste Regierungsamt ausgesucht?»

Der Neuankömmling sah ihn an. »Wie hoch ist dein BQ, alter Knabe?«

»Nun, 306.«

»Meiner liegt um 40 Prozent höher, er beträgt genau 426.«

Alle saßen lange schweigend da, ausgenommen der Neuling, dessen Augen, wie man sah, Sicherheit ausstrahlten.

Ron holte einmal tief Luft. »Na schön«, sagte er. »Wir werden gut zusammenarbeiten. Wir unterstützen dich so lange, bis du weißt, wie der Karren läuft.«

»Wir wissen bereits, wie der Karren läuft, mein Lieber. Wir haben nichts übrig für die Art und

Weise, wie ihr vorgehen wolltet, und für eure Ziele, ob lang- oder kurzfristig. Experimente lehnen wir ab, denn wir wollen nichts kaputt machen, was sich bewährt hat und mit dem die gesamte Bevölkerung zufrieden war. Wie gut es bei den Alten gelaufen ist, haben wir gesehen, wir vertrauen auf ihre jahrzehntelangen Erfahrungen und werden mit ihnen zusammenarbeiten.«

Thomas N. Scortia

DER FREMDLING

Sie hetzten die Hunde auf den alternden Gork, als er stolpernd am Dorfrand auftauchte. Die meisten Dorfbewohner flohen vor Entsetzen, denn sie hatten furchtbare Geschichten über die Ernährungsgewohnheiten der Gorks gehört und fürchteten sich vor ihnen fast genauso sehr wie vor deren Herren, den Goilel. Timothy, der gerade im Lagerhaus der Gemeinde arbeitete, beobachtete hoch oben auf dem Heuschober, wie einige beherztere Männer ihre Hunde anhetzten. Doch die meisten Männer wichen im letzten

Augenblick vor der schrecklichen Erscheinung des Gork zurück. Sie rannten die Dorfstraße hinauf in Richtung Waffenkammer, wo die wenigen noch vorhandenen Gewehre und ein kleiner Vorrat an Munition untergebracht waren.

Der Gork fiel, ehe die Hunde ihn gepackt hatten, auf den Rücken und stieß durch die Luftschlitze in seiner Brust ein heiseres Pfeifen aus. Timothy hatte noch nie einen Gork gesehen. Beim Anblick des dahinwatschelnden chitingepanzerten Geschöpfes mit den purpurroten Hautlappen und dem rundlichen Saugmaul befiel ihn ein plötzlicher Brechreiz. Er schauderte bei dem Gedanken an die vielen Greuelgeschichten, die er gehört hatte, und im Geiste

trieb er die Hunde an.

Die Hunde zerrten jetzt an dem Gork herum, aber er schien sie nicht zu beachten. Er gestikulierte mit zweien seiner vier Gliederarme, als wollte er die beiden übriggebliebenen Männer um Gnade anflehen. Timothy wußte natürlich, daß das unmöglich war. Die Gorks waren nämlich nur halbintelligente, grausame, fremdartige Wesen, die von den furchtbaren Goilel als Lasttiere und, so ging das Gerücht, wegen ihres Fleisches gehalten wurden.

Daß die Goilel intelligent waren, daran gab es keinen Zweifel. Die etwa tausend Goilel, die vor Jahren in Nebraska an Land gingen, waren die letzten Vertreter ihres Stammes, doch trotz ihrer

geringen Zahl und ihrer Erschöpfung hatten sie die Menschen wütend angegriffen. Ihr kreiselförmiges Raumschiff rotierte über dem Kontinent und überflog die Ozeane, um Tod und Zerstörung über die großen Städte der Welt zu bringen. Der Kampf, der in einem Patt endete, hatte beiden Arten, den Menschen wie den Goilel, arg zugesetzt: Die Erdbevölkerung war so zusammengeschmolzen, daß ihre hochentwickelte Technik zusammenbrach, und die Goilel verausgabten ihre begrenzten Energien, die sie auf dem langen Flug von ihrem unbekannten Heimatplaneten her bewahrt hatten.

Der Gork blutete jetzt aus mehreren Wunden. Timothy mußte

die Nase rümpfen, als der üble Gestank zu ihm emporstieg. Das Blutwasser des Gork roch nicht anders als die verfaulenden Fische, die Timothy letzten Sommer am Fluß gefunden hatte.

Der Gork richtete sich auf vier Füßen zu seiner vollen Größe auf und bewegte sich schwerfällig auf die Männer zu. Der eine geriet in Panik und rannte die Straße hinauf. Der zweite hielt noch einen Augenblick stand; doch als das unförmige Geschöpf immer näher kam, machte er ebenfalls kehrt und floh in eine Querstraße. Der Gork drehte sich im Kreise, um die Hunde abzuschütteln. Dann blickte er mit seinen lavendelfarbenen pupillenlosen Augen, die so groß wie Untertassen waren,

direkt zu Timothy hinauf. Timothy spürte, wie sein Atem stockte. Er versuchte seinen Blick abzuwenden. Die Gorks waren geschickte Kletterer, und Timothy bezweifelte nicht, daß dieser da ohne Mühe die raue Holzwand erklimmen und auf den Heuhaufen gelangen konnte, auf dem er kauerte.

Der Gork stand unschlüssig da, während sich die Hunde vorsichtig entfernten. Sie jaulten und hechelten, griffen aber nicht mehr an. Mehrere Hunde verstummten und beschnupperten die Fährte des Untiers. Dann zog sich einer nach dem anderen zurück, weil die Männer verschwunden waren, die sie angehetzt hatten. Timothy wurde auf einmal bewußt, daß er

völlig allein und dem Angriff des Gork wehrlos ausgeliefert war.

Doch der Gork kam nicht auf den niedrigen Schober zu. Er schien vielmehr in sich zusammenzusinken und wurde zusehends schlaffer, als ob er plötzlich müde geworden wäre. Dann wandte er sich um und bog in eine Seitenstraße ein. Sekunden später lief er mit kleinen Schritten davon.

Tim sah ihm nach, bis er hinter den Ställen verschwunden war. So schnell er konnte, rutschte er von dem Heuhaufen herunter. Seine Füße hatten kaum den Boden berührt, als er auch schon durch die Straße rannte, auf der auch die Männer geflohen waren.

Vor dem Waffendepot hatte sich eine Menschenmenge ver-

sammelt, darunter auch Timothys Vater, der Bürgermeister, ein großer, hagerer Mann mit strengem Gesicht. Tim bemerkte, daß sein Vater ihn stirnrunzelnd ansah, und er versuchte sich deshalb an den Rand der Menge zurückzuziehen.

»Junge«, sagte sein Vater, »wo bist du gewesen?«

»Ich war oben auf dem Heuschober«, erwiderte Timothy.

»Er hat den Gork ebenfalls gesehen«, sagte einer der Männer.

»Ich habe nicht behauptet, daß der Gork nicht da war«, versetzte Tims Vater. »Ich habe nur gesagt, daß manche von euch schon vor einem Schatten davonlaufen würden.«

»Sie nehmen den Mund ziem-

lich voll, Bürgermeister Garson«, meinte einer der Umstehenden herausfordernd.

»Mag sein, Vickland, aber immerhin muß ich feststellen, daß mein Sohn als letzter getürmt ist«, entgegnete Garson und lächelte Tim kühl zu. Tim spürte die frostige Herzlichkeit dieses Lächelns und wollte gleichfalls lächeln. Das war eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen er von seinem Vater ein sichtbares Zeichen der Zustimmung empfing, doch Garson hatte sich bereits wieder den Männern zugewandt. »Wir müssen das Biest erledigen, bevor es irgend jemanden angreift.«

»Der Gork ist weggelaufen«, sagte Tim.

»Wohin?« wollte sein Vater

wissen.

»Ich habe nicht gesehen, wohin er gelaufen ist«, antwortete Tim.

»Du warst nicht in Gefahr«, sagte sein Vater streng. »Du hättest dableiben müssen, um festzustellen, wo er sich versteckt hat.«

»Oh, das ist ja schrecklich«, rief eine Frau, die am Rand der Menge stand. »Dieses Untier hält sich irgendwo im Dorf versteckt?«

»Wir finden es schon«, versicherte ihr Garson, der die Männer anwies, sich in kleinen Gruppen auf die Suche zu machen. Gleichzeitig ordnete er an, daß der Waffenmeister des Dorfes jeder Gruppe ein kostbares Gewehr und fünf Patronen aushändigte. »Waffen und Munition be-

komme ich zurück, wenn wir den Gork erledigt haben«, fügte Garson hinzu. »Ich untersage jede unerlaubte Verwendung von Munition bei der Jagd. Unser Vorrat ist zu gering.«

»Wir können immer noch eines der Dörfer im Norden überfallen«, murkte Vickland. Andere nickten zustimmend.

»Ich will davon nichts mehr hören«, sagte Garson barsch. »Ich kürze jedem die Getreideration, der einen solchen Vorschlag macht. Wir haben endlich mit den Dörfern im Norden Frieden geschlossen, und wir werden ihn nicht brechen.«

Tim beobachtete, wie die Männer, von denen einige aufbegehrten und andere seinen Vater böse

anstarrten, sich zu Gruppen formierten und abzogen. Sein Vater war nicht beliebt, das wußte Tim, doch das lag nur daran, daß er einer der wenigen war, die etwas von Organisation verstanden. Neid war im Spiel, vermutete Tim, aber gelegentlich auch blanker Haß. Dennoch behielten ihn die Dorfbewohner als Bürgermeister und gehorchten seinen Befehlen, und darauf kam es schließlich an.

Nach einiger Zeit blieben Tim und sein Vater allein zurück. Die Frauen entfernten sich langsam, während sie ängstlich miteinander tuschelten. Im Gegensatz zu Tim hatte noch keine von ihnen jemals einen Gork erblickt. Viele ältere Männer behaupteten hingegen, sie

hätten diese Ungeheuer damals gesehen, als der Krieg noch auf den Prärien tobte und die großen Zerstörungsmaschinen der Menschen mit den todbringenden Luftfahrzeugen der Goilel zusammenstießen. Der Vater wandte sich an Tim und befahl ihm: »Geh jetzt heim zu deiner Mutter, Tim!«

»Ich möchte gern noch etwas bleiben und zuschauen«, wandte Tim ein.

Sein Vater setzte eine noch eisigere Miene auf und sagte: »Wirst du wohl gehorchen, Timothy! Deine Mutter braucht dich; sie wird sich sonst fürchten.«

Tim nickte wortlos und machte sich auf den Heimweg. Eine stumme Wut brannte in seiner Kehle.

Er wartete geduldig den ganzen Nachmittag. Hin und wieder vernahm er die Rufe der Suchtrupps. Aus der anhaltenden Betriebsamkeit schloß er, daß man den Gork noch nicht gefunden hatte. Er schauderte bei dem Gedanken, daß sich das Untier irgendwo in der Nähe versteckt hielt und dabei immer hungriger wurde. Gewiß, Vickland hatte das Alter des Gork auf mindestens fünfzehn Jahre geschätzt, und das war bei dieser Tierart schon sehr viel. Trotzdem bildete er eine unmittelbare Gefahr, die zwar eher psychologisch als körperlich war, aber nicht unterschätzt werden durfte.

Tims Vater kam nach Hause, erschöpft und schwitzend nach diesem anstrengenden Tag. Er

ging zum Spülbecken und pumpte sich ein Glas Wasser voll. »Wir konnten das verdammte Biest nicht finden«, sagte er zwischen zwei Schlucken. »Hat sich irgendwo versteckt ... Ein Hund ist verschwunden, und das bedeutet, daß es etwas zu fressen hat ... Tim, Stella, ich möchte nicht, daß einer von euch nach Einbruch der Dunkelheit das Haus verläßt.«

»Oh, ist es so schlimm?« fragte Tims Mutter.

»Ha, ich hab' keine Angst«, meinte Tim.

»Du hörst mir jetzt einmal gut zu, junger Mann«, sagte sein Vater. »Wenn ich dir einen Befehl gebe, hast du zu gehorchen!«

Tim versank in ein verstocktes Schweigen, das auch während des

Abendessens anhielt. Als sich sein Vater in die andere Ecke des Wohnzimmers zurückzog, um im Schein der Kaminlampe noch etwas zu lesen – es war eine der wenigen Lampen im ganzen Dorf –, legte die Mutter ihren Arm um Tim und flüsterte ihm zu: »Du darfst dich nicht so aufführen. Er ist sehr müde, und er hat eine schwere Verantwortung zu tragen.«

»Das ist ihm doch ganz egal«, sagte Tim wütend.

»Es ist ihm durchaus nicht egal«, widersprach sie ihm mit leiser, melodischer Stimme. »Er gehört nicht zu den Leuten, die es groß zeigen, aber es geht ihm sehr nahe.«

Tim erwiderte nichts, doch er

war noch immer ein bißchen wütend. Als sich seine Eltern anschickten, zu Bett zu gehen, saß er vor dem Kamin und schnitzte an der Figur einer Kuh herum, an der er schon seit einer Woche arbeitete. »Geh lieber schlafen, Junge«, sagte der Vater, als sich die Eltern in ihr Zimmer zurückzogen. Tim rollte den Schlafsack, der ihm als Nachtlager diente, vor dem Kamin aus und versuchte zu schlafen, aber eine unbestimmte Unruhe ließ ihn nicht los. Er dachte an die Augen des Gork ... an den verstört wirkenden Ausdruck, mit dem sie ihn angestarrt hatten. Die Größe der Augen und das Fehlen einer sichtbaren Pupille müssen diesen Eindruck hervorgerufen haben, überlegte Tim.

Dennoch, selbst in dieser bedrohlichen Situation hatte im Verhalten des Geschöpfes etwas Rührendes und Flehendes gelegen.

Auf einmal, als hätte ihm jemand diesen Gedanken eingegeben, wußte Tim, wo der Gork war. Das Versteck konnte nur dort sein, doch die Männer hatten es offensichtlich übersehen. Er stellte sich den fensterlosen Dachboden der Gemeindescheune vor und spürte, daß sich dort oben ein Lebewesen versteckt hielt und durch die vermeintlich feste Bretterwand hindurchlugte. Natürlich war man gar nicht auf die Idee gekommen, diesen Verschluss zu durchsuchen, der letztes Jahr zugenanagelt worden war, um die Saatgutreserven des Dorfes vor Dieb-

stahl zu schützen. Es muß für den Gork ein leichtes gewesen sein, den schmalen Sims vor dem Dachboden zu ersteigen, ein paar der rohen Bretter zu lockern, hineinzuschlüpfen und die Bretter hinterher wieder festzuziehen, so daß die Wand einen unversehrten Eindruck machte.

Tim stand leise auf, zog seine Hose an und steckte die nackten Füße in seine ausgetretenen Schuhe. Er überlegte, ob er seinen Vater wecken sollte, doch er hatte seinen Groll auf ihn noch immer nicht verwunden. Er beschloß, es auf eigene Faust zu versuchen.

Die Straße war dunkel, obwohl der Vollmond am Himmel stand. Schwere Wolken zogen über ihn hin und ließen nur wenig Licht

durch. Sämtliche Häuser in der Straße waren dunkel. Als Tim in eine Seitenstraße einbog, drangen laute Schnarchtöne aus einem offenen Fenster.

Die Scheune stand am Ende der Straße inmitten der Viehpferche, die jetzt allerdings leer waren. Die Kühe weideten derzeit auf der Nordseite des Dorfes, und die wenigen Schweine, die das Dorf noch besaß, waren in der Nähe einzelner Privathäuser untergebracht. Tim ging über den leeren Vorplatz, kam am betonierten Wassertrog vorbei und stieß das durchhängende Scheunentor auf. Drinnen stieg ihm der Duft von feuchtem Heu in die Nase. In diesem Augenblick trat der Mond hinter den Wolken hervor, und

ein Lichtstrahl schoß durch eine offenstehende Dachluke und erhellte das Innere der Scheune.

Er entdeckte eine Leiter, die an der Rückwand lehnte, und trug sie an Pflügen und anderem Ackergerät vorbei zu der vorspringenden Kante, die zu dem versiegelten Verschlag gehörte. Nachdem er die Standfestigkeit der Leiter ausprobiert hatte, kletterte er zu dem schmalen Sims hinauf. Sein Gefühl, daß noch ein zweites Lebewesen in der Nähe war, wurde immer stärker. Doch zu seiner Überraschung stellte er fest, daß er überhaupt keine Angst hatte. Ein Gefühl gelassener Erwartung überkam ihn.

Ganz vorsichtig stellte er sich auf die schmale Kante und blickte

an der Wand des Dachbodens entlang. Wie kaum anders zu erwarten, bemerkte er, daß mehrere der rohbehauenen Bretter ein wenig vorstanden, nicht mehr als einen Zentimeter, doch das schien ihm Beweis genug, daß sie locker waren. Er schob sich langsam näher heran und stieß die Bretter zur Seite. Der geräumige Dachboden, der sich dahinter erstreckte, war dunkel und staubig.

Tim wartete und lauschte. Dann wand er sich durch die Öffnung und blieb stehen, bis sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten. Ein wenig Licht sickerte durch die Ritzen und Spalten der Außenwände. Nach einer Weile konnte er die Umrisse des Dachbodens erkennen. Er zog sich

über die halbe Scheunenlänge hin und bildete eine niedrige Kammer mit schrägem Dach, die etwa zehn Meter lang und fünf Meter breit war. Im hinteren Teil des Verschlags waren Säcke mit Saatgetreide hoch aufgestapelt, während vorne auf dem rohen Boden noch einzelne Heubüschel herumlagen, zwischen denen achtlos verstreute Körner gelblich schimmerten. Jetzt bemerkte Tim auch den beißenden Gestank, der die Luft erfüllte.

Der Gork lehnte an einem Haufen Getreidesäcke; seine großen Augen waren offen und blickten starr, das kleine Maul wölbte sich vor und machte Kaubewegungen. Tim hörte, wie die Luft leise zischend durch die Atemöffnungen

der Brust eingesogen und ausgestoßen wurde. Zwischen den ausgestreckten Beinen des Gork lag die reglose Gestalt eines Hundes. Tim verschlug es den Atem, als ihm die Freßgewohnheiten der Gorks wieder einfielen.

In diesem Augenblick hob der Hund den Kopf, stöhnte leicht und wedelte mit dem Schwanz. Aus den Atemlöchern des Gork kam ein hoher wispernder Laut hervor. Tim schrak zusammen, als er diese pfeifenden Töne hörte, die fast wie Sprache klangen.

»Schau her«, sagte der Gork mit seiner geisterhaften Stimme, »er wurde verletzt, aber ich habe ihm nichts getan.«

»Du hast ihn zum Krüppel gemacht«, rief Tim anklagend.

»Nein«, erwiderte der Gork leise und offenbar müde. »Nein, er ist von einer der Maschinen dort unten gestürzt, als er mich angreifen wollte.« Tim nahm an, daß Gork die Pflüge mit den scharfgeschliffenen Scharen meinte, die unten herumstanden.

»Ich weiß, was du tust«, sagte Tim vorwurfsvoll. »Du saugst ihm das Blut aus.«

Der Gork schien sich zu schütteln. Er hob kraftlos einen Arm und ließ ihn wieder sinken. »Nein«, sagte er. »Es stimmt, daß ich Hunger habe, aber wenn ich ihn stillen wollte, müßte ich dieses Tier töten. Ruf jetzt die Männer, damit sie mich umbringen!«

»Willst du das wirklich?« fragte Tim.

»Falls sie mich etwas sagen lassen. Wenn du mir zuhörst, macht es mir nichts aus.«

Der Gork berührte den Hund beinahe zärtlich, und zu Tims Erstaunen hob das verletzte Tier den Kopf und leckte zögernd die fremde Hand. Der Gestank, der vom Blutwasser des Gork aufstieg, erfüllte den ganzen Dachboden, doch der Hund schien ihn überhaupt nicht zu bemerken.

Tim stand unschlüssig da. »Ich nehme den Hund mit«, sagte er schließlich.

»Nein«, versetzte der Gork. »Nein, denn ihr Menschen bringt verletzte Tiere um.«

»Und was tut ihr?« fragte Tim.

Der Gork schwieg. Seine Hand fiel einen Augenblick lang schlaff

herab. Schließlich richtete er sich auf und sah Tim kummervoll an. »Wirst du jetzt die Männer holen?« sagte er.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Tim. Die überraschende Erkenntnis, daß der Gork ein intelligentes und keineswegs ein so gefährliches Wesen war, wie man ihn immer geschildert hatte, verwirrte Tim. Die Ausdünstung des fremdartigen Geschöpfes war ekelerregend, aber seine Sanftheit verwunderte ihn.

»Kannst du etwas Futter und Wasser für den Hund besorgen?« fragte der Gork. »Er kann hier wieder gesund werden, wenn man ihn in Ruhe läßt.«

Tim nickte wortlos und eilte zu der Öffnung in der Wand. Im

letzten Augenblick drehte er sich noch einmal um. Was mache ich hier bloß? überlegte er, doch plötzlich hatte er das Gefühl, daß er das einzig Richtige tat.

Er kletterte die Leiter hinab und rannte auf die Straße. Zu Hause fand er ein paar Fleischreste und eine Schale mit Wasser. Zehn Minuten später war er wieder zurück und stieg die Leiter empor, sich nur mit einer Hand festhaltend. Das Päckchen mit dem Fleisch hatte er in seinen Hosenbund gestopft, und mit der freien Hand balancierte er die Wasserschale.

Der Gork war schwächer geworden. Seine Augen schienen im Halbdunkel von einer feinen Haut bedeckt zu sein, doch sie

hatten ihren irisierenden Purpurglanz noch nicht verloren. Der Hund war zur Seite gekrochen. Er schnupperte ein wenig an den Fleischresten herum, die Tim mitgebracht hatte, und trank schließlich etwas Wasser.

»Du bist ganz anders, als ich erwartet hatte«, sagte Tim zum Gork.

»Du bist auch anders«, entgegnete der Gork. »Wir haben euch immer für Wilde gehalten.«

»Wilde?« rief Tim empört. »Ihr habt uns doch überfallen und angegriffen, ihr und eure Herren!«

»Herren?« fragte der Gork zurück. »Wir haben keine Herren.«

»Die Goilel«, sagte Tim.

Der Gork gab ein pfeifendes, sehr menschlich klingendes Stöh-

nen von sich. Dann stieß er eine Folge von gespenstischen Knacklauten aus.

»Was hast du?« erkundigte sich Tim.

»Ich habe – wie heißt es bei euch? – nur gelacht.«

»War das denn so komisch, was ich gesagt habe?« versetzte Tim verärgert.

»In gewisser Weise schon«, antwortete der Gork. »Die Goilel sind keine Herren; es sind Kinder – unsere Kinder.«

»Das ist doch verrückt«, sagte Tim. »Sie haben die Menschen angegriffen, als sie gelandet waren. Tun Kinder so etwas?«

»Hat man dir das erzählt?« fragte der Gork. Er ließ wieder die schwermütigen Knacklaute

hören. Tim wandte sich ab und wollte gehen. »Rufst du jetzt die Männer?«

»Nein«, sagte Tim verwundert.

»Nein, jetzt noch nicht.«

»Kommst du wieder?«

»Morgen abend«, versprach Tim. Vor der Wandöffnung blieb er stehen. »Wie hast du überhaupt unsere Sprache gelernt?« fragte er endlich.

»Ich habe es nicht gelernt«, antwortete die pfeifende Stimme. »Ich spreche so, wie ich immer gesprochen habe.«

Tim dachte über dieses Problem nach, als er die Leiter hinabstieg. Er erinnerte sich an die Tatsache, daß er vorhin einen denkenden Geist aus der Ferne aufgespürt hatte, an die seltsame Ein-

gebung, die ihm gesagt hatte, daß sich der Gork auf dem Dachboden der Scheune aufhielt. Das mußte die Erklärung sein. Zunächst wollte er sie verwerfen, doch dann wurde ihm klar, daß er sich auf irgendeine Weise *ohne* Worte mit dem Gork verständigen konnte.

Er schlief sehr schlecht in dieser Nacht; die Erregung über dieses geheime Wissen ließ ihn nicht in Ruhe. Er wußte noch nicht, was er unternehmen sollte, doch zumindest war er sich klar darüber, daß er den Männern nichts verraten würde. Er dachte daran, seinen Vater einzuweihen, aber als er sich dessen strenges, abweisendes Gesicht vorstellte, wußte er, daß er es nicht tun durfte.

Am nächsten Tag arbeitete er wieder im Lagerhaus. Er half den Männern beim Einbringen des Heus. Endlich sank die Dämmerung, und es wurde Zeit für das Abendessen. Sobald seine Eltern eingeschlafen waren, schlich sich Tim aus dem Haus und eilte zur Gemeindescheune. Der Gestank des Gork erfüllte noch immer den Dachboden, aber er war nicht mehr ganz so stark. Die Kräfte des Gork hatten offensichtlich nachgelassen.

»Ich freue mich, dich wiederzusehen«, begrüßte ihn der Gork, und Tim spürte, wie diesen eine Welle des Gefühls überflutete. Sie ging teilweise von Tim selber aus; es war eine Art Mitleid, das wider Willen in ihm aufstieg. Tim ging

hinüber und hockte sich neben dem fremden Wesen auf den Boden, ohne den Gestank zu beachten.

»Geht es dir besser?« erkundigte er sich.

»Ich bin schwach«, antwortete der Fremde.

»Bist du verletzt?«

»Ja, verletzt«, bestätigte der Fremde, »aber Wunden heilen wieder. Meine Kräfte lassen nach.«

»Brauchst du etwas?« fragte Tim.

Der Gork schüttelte mit einer sehr menschlichen Gebärde den Kopf. Er übergab die Frage und meinte: »Ich bin hergekommen, um mit Menschen zu sprechen. Es ist die letzte Gelegenheit für ein Gespräch.«

»Worüber?«

»Es gibt vieles, was ihr über uns erfahren müßt«, entgegnete der Gork. Die Worte schienen zu Schemen zu verblassen, zu einer Gefühlswallung und, als sich Tim vor dem Gork ausstreckte, zu ineinander verschwimmenden Visionen.

Tim erblickte fremdartige Landschaften vor sich, deren Umrisse deutlicher hervortraten, als er die Augen schloß. Es war eine friedliche, freundliche Welt mit einer hochentwickelten Technik, in der die Goilel und die Gorks fast wie in einer Idylle zusammen lebten. Sie kontrollierten das Klima und das Wetter und ließen Pflanzen von unbekannter Gestalt wachsen und blühen. Die Sonne war eine

große Kugel, deren blaugetöntes Licht das Land und das Volk erwärmte.

Tim erkannte, daß die Gorks die Älteren waren, die das Land beherrschten und für ihre Nachkommen arbeiteten. Er sah, wie die Goilel aus den Eiern schlüpften und groß und stark wurden, ständig umsorgt von den Gorks, die sichtlich stolz auf ihre kräftigen Sprößlinge waren. In einem bestimmten Alter verpuppten sich die Goilel in einem kokonartigen Gebilde, das einer Schmetterlingspuppe sehr ähnlich sah, und nach einiger Zeit kamen daraus die Gorks hervor. Bei den Goilel konnte man Männchen und Weibchen unterscheiden, und nach der Paarung legten die Weibchen Eier.

Die erwachsenen Gorks waren dagegen geschlechtslos und widmeten ihr ganzes Leben dem Denken und dem Dienst an dem Gemeinwesen, das sie und die Goilel unterhielten.

Das war für Tim ein seltsamer und befremdlicher Anblick. Er sah, wie die fremdartigen Wesen ihr Vieh auf stillen Weiden hüteten. Er erkannte, daß sie keine Tiere schlachteten, wie es die Menschen taten. Vielmehr ernährten sie sich vom Blut der Tiere, die ein sehr säugetierähnliches Aussehen hatten. Zu diesem Zweck wurden die Tiere nicht getötet, sondern mit so viel Liebe betreut, wie sie die Menschen noch nie ihrem Vieh entgegengebracht hatten. Überhaupt ge-

wann Tim den Eindruck, daß die Goilel und die Gorks nur töteten, wenn sie sich verteidigen mußten. Alles andere war ihrer Natur zu tiefst zuwider.

»Oh, nein!« sagte Tim leise. Dieses entsetzliche Mißverständnis!

»Du mußt es ihnen erzählen«, sagte er.

»Werden sie mir zuhören?« fragte der Gork. »Wir müssen sterben ohne Nahrungstiere. Wir müssen Frieden schließen, ehe es zu spät ist.«

»Ich finde schon eine Möglichkeit«, versprach Tim.

»Aber es muß bald geschehen«, sagte der Gork schwach.

»Was kann ich tun?« fragte Tim besorgt.

»Ich wage nicht, darum zu bit-

ten«, erwiderte der Gork.

Tim wußte, was der andere damit meinte. Bestürzt wich er zurück. Dann kam ihm ein Gedanke: eine freundliche Entschuldigung.

»Ist das die einzige Möglichkeit?« fragte er.

»Es tut mir leid«, sagte der Gork.

»Na schön«, meinte Tim nach einem langen Schweigen. Ich bin ein Mensch, dachte er, und wir Menschen haben diesen Geschöpfen viel abzubitten.

»Na schön«, wiederholte er und streckte furchtsam seinen Arm aus.

Am nächsten Morgen beim Frühstück versuchte er mit seinem Va-

ter zu reden. »Vater«, begann er, »ich glaube nicht, daß die Gorks solche Ungeheuer sind, wie man mir erzählt hat.«

Sein Vater schwieg.

»Ich meine«, fuhr Tim fort, »wissen wir eigentlich soviel über sie? Der Krieg ist schon lange vorbei, und wir haben nie richtigen Kontakt zu ihnen gehabt.«

Sein Vater blickte ihn an, und auf seiner Stirn erschien eine Unmutsfalte. »Ich weiß nur, was man mir berichtet hat, genau wie du«, sagte er endlich. »Woher kommt dieser plötzliche Sinneswandel?«

»Ich meine nur, daß intelligente Lebewesen, die Raumschiffe und anderes bauen, doch keine Wilden sein können.«

»Sie haben uns angegriffen«,

entgegnete der Vater.

»Weißt du das ganz genau? Du kennst doch die Menschen. Weißt du es genau?«

»Ich glaube, wir haben über dieses Thema genug geredet«, versetzte Tims Vater. »Die Goilel und die Gorks sind ganz anders geartete Wesen und Feinde der Menschen.«

»Aber ...«

»Schluß damit!« sagte der Vater und widmete sich weiter seinem Frühstück.

An diesem Abend berichtete Tim alles dem Gork. »Ich habe kaum etwas anderes erwartet«, sagte der Gork.

Die beiden saßen lange schweigend zusammen. Eine eigenartige Aura umgab den Gork, stellte

Tim fest. Sie schienen sich immer besser ohne Worte zu verstehen. Die Sanftmut des fremden Wesens, seine unverkennbare Rücksichtnahme auf Tim – das waren Gefühlsregungen, die Tim bisher noch nicht erlebt hatte. Sosehr er sich auch bemühte, seinem Vater näherzukommen, er hatte bei ihm noch nie dieses Gefühl des Einverständnisses gehabt, das er jetzt dem Gork gegenüber empfand.

Als es Zeit wurde zu gehen, stand Tim auf, und der Gork fragte ihn traurig: »Willst du es noch einmal versuchen?«

»Ja«, erwiderte Tim, »ich versuche es. Vielleicht kann ich ihn umstimmen.« Er blickte auf das fremde Wesen hinab und sah den Kummer in den großen Augen.

»Hast du Hunger?« fragte er.

»Nein«, antwortete der Gork.

»Du weißt doch, daß du deine Gedanken nicht vor mir verbergen kannst«, sagte Tim, »jetzt nicht mehr.«

Er streckte seinen Arm aus, und eine sonderbare Empfindung überkam ihn.

Der Hund starb am nächsten Tag, obwohl der Gork sich so liebevoll um ihn gekümmert hatte. Am Abend trug Tim das tote Tier hinunter und legte es auf den Boden der Scheune, um es später zu begraben. Dann stieg er wieder hinauf und unterhielt sich eine Stunde lang mit dem Gork. »Unterhalten« ist eigentlich nicht das richtige Wort. Menschliche Worte

reichen nicht aus, das zu beschreiben, was zwischen den beiden vorging. Der Gork strahlte Respekt und Besorgnis aus. Seine Artgenossen wollten nicht kämpfen, und sie wollten auch nicht sterben. Es wäre ja so einfach: Da ihr Wissen zum größten Teil noch intakt war, konnten sie den Menschen beim Wiederaufbau ihrer angeschlagenen Technik helfen und ihrem Leben neue Wege weisen; nicht den Weg, der vor der Ankunft der Fremdlinge zur Zerstörung des Planeten geführt hatte, sondern einen besseren Weg zu einer neuen Daseinsform, in der die Menschen in Harmonie mit der Welt und deren Schätzen leben konnten. Als Entschädigung dafür verlangten die Frem-

den nur neue Nahrungstiere und die Möglichkeit, sich in irgendeiner unfruchtbaren Region niederzulassen und ihren Stamm vor dem Untergang zu bewahren. Sie vermehrten sich nicht sehr schnell und würden deshalb für den Menschen keine Bedrohung darstellen. Es könnte sich eine einfache und vernünftige Partnerschaft herausbilden.

»Ich verstehe«, sagte Tim. »Ich würde gerne die anderen dazu bringen, es ebenfalls zu verstehen.«

Er verließ bekümmert den Dachboden und ging langsam nach Hause. Er dachte nicht mehr an den Hund bis zum nächsten Morgen, als Vickland nach dem Frühstück Tims Vater aufsuchte.

»Bürgermeister, Bürgermeister«, rief der Mann aufgeregt. »Wir haben den Hund gefunden.«

»Wo?« fragte Tims Vater und stand vom Frühstückstisch auf.

»In der Scheune«, erwiderte Vickland. »Jim und ich haben ihn gefunden. Wissen Sie, was das bedeutet?«

»Das bedeutet, daß das Biest sich noch immer hier herumtreibt«, sagte Garson.

»Richtig. Es muß irgendwo in der Gegend sein.«

»Natürlich«, meinte Garson, dessen Augen wissend aufleuchteten. »Natürlich, auf dem verammelten Dachboden.«

»Zum Teufel!« rief Vickland aus. »Wieso bin ich nicht darauf gekommen? Jim ist noch immer

dort.«

Er wollte zur Tür, doch Garson fuhr ihn an: »Warten Sie, bis ich meine Flinte geholt habe.« Er ging zu einem Schrank neben dem Kamin, schloß ihn auf und holte ein Gewehr heraus.

»Vater«, sagte Tim. »Vater, ich muß mit dir reden.«

»Später, mein Junge«, entgegnete Garson. Er eilte mit Vickland zur Tür hinaus. Tim rannte ihnen nach, aber die beiden Männer entfernten sich im Laufschrift. Er lief einige Minuten hinter ihnen her. Er konnte seinen Vater erst einholen, als sie vor der Scheune ankamen. Vickland schrie laut: »Jim!« und das Scheunentor öffnete sich. Ein hagerer Mann mittleren Alters trat heraus. Vick-

land schrie weiter: »Das verdammte Biest ist auf dem Dachboden. Hol die Männer und die Hunde!« Jim rannte los.

»Bleiben Sie hier draußen«, herrschte Garson Vickland an und stieß die ausgeleierte Tür auf. Vickland blieb unentschlossen stehen. Tim drängte sich an ihm vorbei und folgte seinem Vater in die Scheune. Er sah ihn neben der Leiche des Hundes stehen.

»Vater, ich muß mit dir reden«, rief Tim eindringlich.

Sein Vater schob eine Patrone in den Lauf und erwiderte verärgert: »Junge, geh mir aus dem Weg!«

»Nein«, sagte Tim. »Nein, ich gehe nicht.«

Garson drehte sich um und

fragte: »Was ist in dich gefahren? Ich befehle es dir in deinem eigenen Interesse.«

»Ich gehe nicht«, brüllte Tim, dem Tränen über die Wangen liefen. Er hatte gar nicht gemerkt, wie nahe er dem Weinen war, und jetzt begann er tatsächlich zu weinen. Er hatte seit Jahren nicht mehr geheult, doch die Angst vor dem, was geschehen sollte, überwältigte ihn. Er schrie: »Du wirst ihn nicht umbringen. Ich lasse das nicht zu.«

Sein Vater betrachtete ihn verwundert. »Tim, was ist denn los mit dir?« fragte er sanft.

»Oh, Vater!« sagte Tim. Im nächsten Augenblick sprudelte die ganze Geschichte aus ihm heraus. Er berichtete seinem Vater, wie er

den Gork gefunden hatte und was danach alles passiert war. »Siehst du es nicht ein?« bettelte er. »Es sind keine Ungeheuer. Es sind freundliche und verständige Geschöpfe, die nichts weiter wollen als leben.«

»Wie soll ich dir das glauben?« fragte der Vater.

»Komm mit mir!« antwortete Tim und begann die Leiter hochzusteigen. Nach kurzem Zögern folgte ihm sein Vater. Sie stießen die lockeren Bretter zur Seite und betraten den Dachboden. Der Gork lag am anderen Ende des Raums, stumm und wachsam.

»Sag es ihm«, rief Tim aufgeregt. »Sag ihm alles, was du mir erzählt hast.«

»Sie sind der Vater des Jun-

gen?« fragte der Gork.

Tims Vater blickte verdutzt und unsicher drein. Endlich antwortete er: »Du kannst sprechen?«

»Ja«, erwiderte der Gork. »Einigermassen.«

»Stimmt das alles, was der Junge mir erzählt hat?«

»Es stimmt«, sagte der Gork. »Ich weiß, es ist schwer zu glauben, aber es ist wahr. Wir haben schon früher versucht, mit Menschen ins Gespräch zu kommen.«

»Ich kann's einfach nicht glauben«, versetzte Tims Vater.

»Wenn wir Ungeheuer wären«, sagte der Gork, »dann hätten Sie jetzt keinen Sohn mehr.«

Tims Vater versank in Schweigen. Eine Falte erschien auf seiner Stirn.

»Laß es ihn dir beweisen, laß ihn mit dir sprechen«, rief Tim beschwörend.

Sein Vater schauderte. »Das kann ich nicht.«

»Es ist wahr«, sagte Tim. »Sie brauchen nur ein paar Nahrungstiere. Sie werden ihnen nichts zu leide tun.«

»Das behauptest du«, versetzte der Vater. Tim entblößte seinen Arm und zeigte ihm die ringförmigen Einstiche über der Ader.

»Er hat mir nichts getan«, fuhr Tim fort. »Ich habe ihn am Leben erhalten, und er hat mir nichts getan.«

»O mein Gott!« rief Tims Vater angeekelt. Tim sprach aufgeregt und eindringlich weiter. Er be-

merkte, wie der Blick seines Vaters immer unsicherer wurde.

»Gut«, sagte Garson endlich. »Ich Sorge dafür, daß dir die Männer nichts tun. Doch du bist unser Gefangener. Wir müssen uns noch sehr lange unterhalten, bevor ich zufriedengestellt bin.«

»Ich danke Ihnen«, sagte der Gork gefaßt.

Als Tim mit seinem Vater wieder nach unten stieg, bat Tim ihn: »Bitte, Vater, hilf ihm!«

»Ich will's versuchen«, antwortete sein Vater. »Er kann uns augenscheinlich nichts anhaben. Wir müssen diese Gelegenheit wahrnehmen.«

Draußen hatten sich die Männer versammelt. Sie machten furchtsame Gesichter. »Geht nach

Hause«, rief ihnen Garson zu. »Es ist alles in Ordnung.«

»Ist der Gork tot?« wollte Vickland wissen.

»Nein«, entgegnete Garson.

»Dann bringen wir ihn um«, schrie Vickland, ein Gewehr in der Hand, und wollte losrennen.

Garson stellte sich ihm in den Weg. »Ich gebe hier die Befehle«, fuhr er ihn an.

»Das Biest muß erledigt werden«, brüllte Vickland. Mit einem Fausthieb streckte Garson den Mann zu Boden.

»Noch jemand?« fragte er. Die Männer murrten. »Verschwindet jetzt!« Die Männer begannen sich zu zerstreuen. Als letzter ging Vickland, der sich das Kinn rieb. Tim blieb mit seinem Vater allein

zurück.

»Hoffentlich hast du recht, mein Junge«, sagte Garson müde.

»Ich habe recht«, erwiderte Tim. Sie gingen wieder in die Scheune.

Garson blieb stehen und blickte zum Dachboden hinauf. »Es ist wahr«, sagte er dann, »das kann für uns alle sehr wichtig sein.« Er runzelte die Stirn und wandte sich an Tim.

»Du hast ihm Blut gegeben, um ihm das Leben zu retten?«

»Das stimmt«, antwortete Tim.

»Warum?«

»Was meinst du damit?«

»Wie konntest du nur? Was hat er für dich getan, daß du so etwas für ihn tun konntest?«

»Er hat mir etwas geschenkt«,

sagte Tim langsam, und ein verborgenes Wissen wuchs in ihm.

»Was?« fragte sein Vater. »Was konnte er dir denn schenken?«

Tim dachte nach. Dann sagte er einfach: »Liebe.«

»O mein Junge«, sagte sein Vater traurig und legte seinen Arm um ihn. Tim blickte zu seinem Vater auf und sah zum ersten Mal, daß sich in dessen Augen eine Gefühlsregung verriet.

Tim umarmte seinen Vater. Der Gork, das wurde ihm jetzt klar, hatte ihm zwei Dinge geschenkt, zwei sehr kostbare und seltene Gaben.

Die Tramp-Bücherei

Inzwischen gibt es 88 Tramp-Titel:

1. Wild-West-Abenteuer mit Pete (14 Titel)
2. Spaß und Wissen (30 Titel)
3. Tiergeschichten (24 Titel)
4. TKKG (Jugend-Krimis) (5 Titel)
5. Science Fiction (5 Titel)
6. Farbige Tramps
 - a) Heiße Renner (5 Titel)
 - b) Tierbabies (5 Titel)